

ZEUGENSCHRIFTUM

Name:	ZS Nr.	Bd.	Vermerk:
KUBEL, Alfred	2379	I	
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert:Seite: Sachkatalog:	Personen:		
katalogisiert Seite: Sachkatalog:	Personen:		

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 7263/88	Post. 25 2379
Rep.	Kat.

Nach unseren "Ahnen", unseren Vorfahren, haben wir nie geforscht, mein Vater, meine Mutter und ich. Bis 1933 hatten wir Wichtigeres zu tun, nach 1933 taten es viele. Und was viele damals taten, das mochten wir nicht.

Die Mutter meines Vaters war Arbeiterin, Städtische Arbeiterin in Braunschweig. Ich habe sie noch gekannt. Mein Vater war Halbweise von früher Kindheit an. Seine Mutter war arm. Sie konnte ihre Kinder nicht allein ernähren. Er kam ins Braunschweiger Pflegehaus. Nicht ins Waisenhaus, was besser für ihn gewesen wäre. Das Waisenhaus wurde aus der herzoglichen Schatulle unterstützt. Im Pflegehaus mußten die Kinder arbeiten. Sie mußten ihren Lebensunterhalt größtenteils mit verdienen. Früh vor der Schule Brötchen, Zeitungen austragen und ähnliche Dienste verrichten.

Im Pflegehaus verlor mein Vater durch die Unachtsamkeit eines Wärters ein Auge. Er muß ein intelligenter und fleißiger Schüler gewesen sein. Seine Lehrer wollten, daß er Lehrer würde. Aber niemand konnte seinen Unterhalt bezahlen. Und da wurde nicht viel gefragt. Er kam auf ein Dorf bei Braunschweig in die Klempner-Lehre. Außer Handwerklichem hat er dort wenig gelernt. Eine Berufsschulbildung gab es nicht. Es war die Zeit der Bierautomaten. Sie wurden damals durch Klempner und Installateure ^{in den Kneipen} angelegt. Der zwangsweise halbe Liter des erstgezapften Bieres machte ihn magenkrank. Die "Meisterin" wiederum wollte den zarten Jungen mit fettem "Essen" aufpäppeln. Seit früher Kindheit

war mein Vater magenleidend. An diesem Leiden ist mein Vater später auch gestorben.

Früh organisierte er sich im Metallarbeiterverband und auch in "der Partei".

Meine Mutter, gewissermaßen Landflüchtige aus Westpreußen, arbeitete in der Jute-Spinnerei in Braunschweig. Sie heirateten 1908. 1909 wurde ich geboren. 1910 oder 1911 war ein Streik. Mein Vater hatte ihn mitorganisiert. Der Streik brach zusammen. Mein Vater kam auf die "schwarze Liste". Er fand keine Arbeit mehr und ging in die Heimat meiner Mutter zur Schichau-Werft nach Elbing. Ich habe ihn insbesondere aus meiner ganz frühen Kindheit in Erinnerung. Er sang sehr gern. Natürlich war er aktives Mitglied eines Arbeiter-Gesangvereins. Die Chöre von Uthmann, "Die ihr in harter Erde ruht", oder Torth Polosen "Das Banner kann stehen, wenn der Mann auch fällt . . ." kenne ich seit meinem 4. Lebensjahr.

Der 1. Weltkrieg brach aus. Mein Vater überstand zwei schwere Magenoperationen in der Universitätsklinik in Königsberg. Es ging uns schlecht. Das Essen reichte nicht. Und wir alle haben auf alles verzichtet, was irgendwie meinem Vater dienen konnte, um überhaupt wieder arbeitsfähig zu bleiben. Es war von meinem 7. bis zu meinem 9. Lebensjahr:

Stundenlang zogen wir an den arbeitsfreien Sonntagen durch die Elbinger Niederung. Mein Vater reparierte für ein wenig Essen, buchstäblich für ein Butter-

brot und ein Ei, bei den Landwirten, in den Molkereien, was zu reparieren war.

Die Revolution von 1918 ließ ihn nahezu verzweifeln. Wegen der, wie er meinte, Rückständigkeit auch der Arbeiterschaft in diesen westpreußischen Räumen. Sobald wir konnten, zogen wir - 1920 wurde die Familie noch durch einen Bruder vergrößert - nach Braunschweig zurück. Durch den Danziger Korridor von polnischen Offizieren begleitet. Meine Mutter mit ihren beiden Kindern in einer Droschke. Meine Mutter hat ihr Leben lang von der chevaleresken Art jenes uns begleitenden polnischen Leutnants erzählt.

1924 kam ich aus der Schule. Meine Eltern hatten mich schon in Elbing zur Mittelschule geschickt, was manche als ziemlich hochnäsiger empfanden. Es war nicht leicht für meine Eltern, das Schulgeld aufzubringen. Als Kaufmannslehrling trat ich traditionsgemäß dem ZdA (Zentralverband der Angestellten) bei, Vater und Mutter waren nicht sehr glücklich darüber. Sie wollten mich liebevoll schonen.

Eines Tages erschien Otto Bennemann, Jugendleiter des ZdA, und redete meinen Vater immer als "Kollege Kubel" an. Das imponierte mir sehr. Schließlich war Otto Bennemann ja soviel jünger als Vater.

Ich sollte an einem Jugendtreffen des ZdA in Bielefeld teilnehmen. Wir hatten kein Geld. Ich fuhr dennoch mit. Die Organisation übernahm die Kosten. Für Mutter war das

"ehrenrührig". Vater sprach von Solidarität.

Das war die sichtbare Schwelle vom Privatbürger zum Politiker. In Bielefeld diskutierten wir lange und heftig. Ich weiß nicht mehr worüber. Ich weiß aber, daß wir mit großen, roten Fahnen durch die Stadt zogen. Ohne Erlaubnis. Auf der Sparrenburg hißten wir eine rote Fahne. Wir fühlten uns als Revolutionäre und waren etwas enttäuscht, weil die Polizei die Fahne nicht herunter holte. So ging's an.

Die ZdA-Jugend in Braunschweig war "rot". Aktive junge Lehrer schulten uns in der Kenntnis sozialistischer Theorien. Ich wurde auch zu den Jungsozialisten eingeladen. Deren Kern bestand aus den Junglehrern. Es waren schöne Jahre. Angefüllt mit dem Glauben an den selbstverständlichen, unvermeidlichen Sieg der sozialistischen Revolution. Wir waren fest davon überzeugt, ohne Revolution werde es nicht gehen. Mit den "alten Sozialdemokraten" waren die meisten von uns nicht einverstanden. Es kam zu Abspaltungen. Und es kam zu dem unverständlichen Ausschluß der Mitglieder des Internationalen Jugendbundes (Nelson-Bund) aus der SPD. Mit ihnen ging auch ich. Wir schlossen uns zum Internationalen Kampfbund zusammen.

Wir vom ISK, meinten schon 1930 zu wissen, daß der Nationalsozialismus in Deutschland von den anderen politischen Kräften nicht aufgehalten werden würde. Eifrig haben wir die Entwicklung in Italien studiert.

Hieraus ergab sich für uns die Frage, ob wir nicht neben jedem Versuch, die Abwehrkräfte in den Gewerkschaften und politischen Organisationen gegen den Nationalsozialismus zu stärken, uns schon für die Zeit nach der "Machtübernahme" einrichten müßten. Die Art unserer Organisation erleichterte uns das. Wie sich in späteren Jahren herausgestellt hat, war es weder den Kommunisten noch den Nationalsozialisten gelungen, Spitzel in die Mitgliedschaft einzuschleusen. Auf eine Fortsetzung unserer Arbeit im Untergrund waren wir alle innerlich eingestellt.

Die nationalsozialistische Willkür erlebte ich selbst schon sehr früh. 1932 ^{stand ich} vor Gericht in Braunschweig wegen angeblicher Zersetzung der Wehrkraft. Ein Nazi-Polizeibeamter hatte mich angezeigt. Ich hatte Broschüren gegen Hitler verkauft. Der Amtsrichter glaubte dem Polizisten nicht. Draußen vor dem Amtsgericht aber stand die SA. Er mußte mich verurteilen: 40 Mark Geldstrafe. Die Organisation zahlte. Ich selbst konnte nicht. Ich arbeitete verkürzt.

Der zweite Zusammenstoß mit den Nazis war schon unangenehmer. Wieder verkaufte ich den "ISK" auf dem Altstadtmarkt in Braunschweig. "Hitler bedeutet Krieg", lautete die Schlagzeile. Es war kurz vor der Machtübernahme. Die SA kam. Marktfrauen nahmen mich in ihren Schutz. Die Polizei rettete mich ins Polizeipräsidium.

Daraufhin beschloß ich, zunächst Boxen und Jiu Jitsu zu lernen. Und tat so. Die Praxis hat es mir erspart, meine Leistungsfähigkeit in diesen Disziplinen zu erproben.

Es war kurz vor dem 30. Januar 1933. Die "Eiserne Front" veranstaltete im Konzertsaal zu Braunschweig eine Kundgebung gegen die Nazis. Es sprach Otto Grotewohl, SPD-Reichstagsabgeordneter aus Braunschweig, der damals aus dem USPD-Radikalismus ziemlich weit nach rechts geschwenkt war. Seine Worte habe ich nie vergessen, die tragischerweise die Haltung großer Teile der maßgeblichen Männer in den Arbeiter-Organisationen ausdrückten: "Laßt die Nazis ruhig in der Regierung, die können auch nur mit Wasser kochen, um so eher werden sie abgewirtschaftet haben!" Empört rief ich dazwischen: "Wehe, wenn Du irrst". Ich erntete keinen Beifall, sondern wurde ziemlich unsanft vom Saalschutz an die Luft gesetzt.

1945 forderte mich die "alte Braunschweiger Sozialdemokratie", der sog. Kuhstraßenclub, auf, die Neugründung der SPD vorzubereiten.

Dies war die Lage:

Die Engländer wollten eine Regierung aus Deutschen einsetzen. Unsere Vorstellung war, den letzten Mandatsträger der SPD in Braunschweig, Otto Grotewohl, als Ministerpräsidenten vorzuschlagen. Wir luden ihn zu einem Gespräch ein. Es fand in jener Ortskrankenkasse statt, in der unsere politischen Freunde 1933 Schreckliches erlebt hatten. Erinnerungen an Mißhandlungen und Mord durch die SS standen im Raum. Grotewohl lehnte das Angebot, Ministerpräsident von Braunschweig zu werden, ab. Er müsse nach Berlin zurück. Dort sei er den Genossen verpflichtet. Vor allem bahne sich dort eine echte Verschmelzung

der SPD und der KPD an. Und diese Zusammenarbeit werde uns schließlich die politische Freiheit und die politische Macht geben.

Ich entsann mich meines Zwischenrufs aus den Tagen vor dem 30. Januar 1933 und erinnerte Grotewohl daran. Sinngemäß sagte ich: "Otto Grotewohl, damals rief ich Dir wegen Deiner Fehlbeurteilung der Nazis zu: Wehe, wenn Du Dich irrst. Ihr habt mich dann aus dem Saal rausgeworfen.

Ich sage Dir heute dieselben Worte: Wehe, wenn Du Dich irrst in der Vorstellung, gemeinsam mit den Kommunisten Freiheit und Demokratie errichten zu können. Der Unterschied zu damals ist nur der, daß mich aus diesem Raum deswegen keiner herausschmeißt".

Otto Grotewohl brach in Tränen aus. Die Sitzung war beendet.

Kurze Zeit später wurde die SED gegründet. Auf einer großen Kundgebung in Braunschweig sprachen Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl. Wir hatten in Flugblättern provokatorische Fragen gestellt. Sie wichen ihnen aus. Als damaliger Braunschweiger Ministerpräsident habe ich dann zusammen mit Bremer Genossen eine Gegenkundgebung gemacht. Es war wohl die größte Kundgebung, die Braunschweig nach 1945 erlebte, 6 000 bis 8 000 Teilnehmer. Und wir haben leider in der Beurteilung einer möglichen Zusammenarbeit aller Linken uns wieder nicht geirrt.

Auch ich gründete in Braunschweig mit Zustimmung der Sozialdemokraten, der KPO- und SAP-Genossen und einigen Kommunisten nicht die SPD, sondern die Sozialistische Einheitspartei. Den Namen

"Deutschland" fügten wir nicht hinzu. Dies schien uns Ende 1945 zu anmaßend. Das Schicksal dieser SEP, wie wir abkürzten, wurde entschieden, als die Moskau-hörigen Kommunisten aus der sowjetischen Besatzungszone die Anweisung gaben, erst müßten sich die Arbeiterparteien getrennt organisieren und ihre Genossen auf einen Zusammenschluß vorbereiten. Die Kommunisten machten den Braunschweiger Versuch, eine gemeinsame sozialistische Partei zu gründen, nicht mehr mit. Meine Freunde beauftragten mich, mit Kurt Schumacher in Hannover Verbindung aufzunehmen. Als Braunschweiger Delegierter konnte ^{ich} auf der Wennigser SPD-Konferenz bereits über den Fehlschlag, den wir in Braunschweig erlitten hatten, berichten.

Zurück zum 30. Januar 1933. Einige jüngere Kollegen und Genossen in Braunschweig vorwiegend vom ISK, KP und SAP, rechneten fest mit der Ausrufung eines Generalstreiks, als Hitler Reichskanzler wurde. Nichts geschah. Da haben wir zunächst die Belegschaft der Voigtländer Werke auf die Straße gebracht. Wir, d.h. hier insbesondere Franziska Stellmacher (später Bennemann), ein Genosse von der SAP und ich. Wir schickten Delegationen zur Miag und zu Büssing. Auch die Belegschaft dieser Betriebe legte die Arbeit nieder. Einige andere Betriebe folgten. Der ADGB war in seiner Spitze nicht glücklich darüber. Wir zogen mit wenigen Dutzend ins Volksfreundgebäude und verlangten den Hauptgeschäftsführer des ADGB zu sprechen. Er ließ sich verleugnen. Ich drang in ein Nebenbüro ein. Dort saß er zusammen mit einigen anderen Funktionären. Uns war jämmerlich zu Mute. Wir verlangten, daß er sofort mit dem ADGB-Hauptvorstand in Berlin Verbindung aufnähme. Ich weiß nicht, ob er es versucht

hat. Eine Verbindung jedenfalls kam nicht zustande. Es ist schwer, die Enttäuschung zu beschreiben, die wir in diesen Stunden angesichts der augenscheinlichen Kampfunfähigkeit antifaschistischer Organisationen durchlebten. Alles lief auseinander.

Das Volksfreundgebäude wurde zur Terrorzentrale der SA-Hilfspolizei. Mein Vater war Betriebsratsvorsitzender einer Blechwarenfabrik. Er wurde geholt. Die physischen Folgen der Mißhandlungen hat er nicht mehr überstanden. Schlimmer aber für ihn war, daß er sich nie hatte vorstellen können, wozu Menschen fähig seien. Dies hat meinen Vater erst eigentlich innerlich zerbrochen. Wenige Tage später wollten die SA-Schergen auch mich. Ich war Hilfsarbeiter bei Voigtländer geworden, aus politischen Gründen, um in dieser Zeit nicht als Angestellter in einem Großhandelsunternehmen tätig zu bleiben, sondern um unter Arbeitern zu leben. Ein SS-Mann, der neben mir arbeitete, warnte mich. Mit meinem Fahrrad fuhr ich nach Berlin. So war es verabredet. Es schien uns erforderlich, zunächst ein Jahr lang völlig unauffällig zu leben. Ich blieb unter falschem Namen in Berlin. Nach einem Jahr, so war es abgesprochen, wollten wir uns an einer vorbestimmten Stelle im Grunewald treffen. Andere Gruppen hatten ihre Treffpunkte in der Nähe ihrer Wohnorte. Unsere Verabredung lautete: Es darf nur kommen, wer bereit ist, an der illegalen Arbeit teilzunehmen. Und niemandem sollte nachgetragen werden, wenn er aus irgendwelchen Gründen nicht mehr mitmachen wollte. Sei es, daß er uns durch seine Mitarbeit besonders gefährdete, sei es, daß aus persönlichen oder anderen Bindungen oder Gründen heraus er sich nicht stark genug für eine solche Arbeit fühlte. Die meisten kamen wieder zum Treffen der Berlin-Region im Grunewald. Anderswo war es ähnlich. Wir blieben

weiter unauffällig, konzentrierten uns auf ernste politische Schulungsarbeit, für deren Leitung wir ausgezeichnete Genossen hatten. In dieser Zeit lernte ich den Nationalökonom Franz Oppenheimer kennen. Er wohnte unter dem Wasserturm in Berlin-West. Ihm verdanke ich einige Grundlagen zum Verständnis volkswirtschaftlicher Vorgänge. Schließlich fingen wir systematisch an, im Ausland hergestellte Druckschriften zu verteilen. Um das zu tarnen, handelte ich, mit Fahrrad und Koffer, von Tür zu Tür mit Herren- und Damenwäsche. Manch menschliche Enttäuschung gab es damals. Selbsterhaltungstrieb und Feigheit statt Mut und Widerstandskraft waren vorherrschend. Alte Bekannte gingen einem aus dem Wege. Sie ahnten, daß wir politisch aktiv blieben.

Die Olympischen Spiele 1936 hielten wir für eine gute und günstige Gelegenheit, dem Ausland zu beweisen, daß es in Deutschland einen Widerstand gab. Dies ahnte auch die Gestapo. Manch einer von uns wurde aufgespürt und verhaftet.

Bereits Ende 1933 verhaftete die Gestapo zum ersten Mal, und ich glaube, vorwiegend in Berlin, einige meiner engsten Freunde. Darunter Siegbert Katz, in dessen Konfektionsgeschäft ich untergeschlüpft war. Wir haben ihn nicht wiedergesehen. Nach längerer Zuchthausstrafe ist Siegbert Katz in einem KZ-Lager umgekommen. Wir wissen, daß er trotz aller Quälereien bei der Gestapo niemandes Namen verraten hat.

Die Haussuchung wurde noch von uniformierten Polizisten durchgeführt. Ich stand noch nicht auf ihrer Liste. Bereitwillig half ich den Polizisten. Ich wußte nämlich genau, wo in dem Herrenkleidergeschäft keine illegalen Schriften verborgen

waren. Schließlich erwischte ich ein Päckchen Flugblätter, ließ sie blitzschnell in meiner Hosentasche verschwinden und verlangte nach angemessener Zeit, auf die Toilette gehen zu dürfen. Erleichtert, wie selten in meinem Leben geschehen, kehrte ich dann von dort zurück. Später als Hilfsarbeiter in einer Gummifabrik. Die Kontakte mit den dort arbeitenden Gegnern der Nazis aller Schattierungen wurden gefährlich eng. Die Verhaftungen wollten kein Ende nehmen. Nicht wissend, wie weit auch dieser Betrieb mit Spitzeln durchsetzt war, habe ich mich dort an Aktionen nicht beteiligt. Und dies nicht ^{auch} zuletzt deshalb, um die Aktionen nicht zu gefährden, die wir von unserem Kreis aus durchführten. Sie bestanden im wesentlichen in der Verteilung eines im Ausland gedruckten Reinhard-Briefes, wie die Tarnbezeichnung der illegalen Zeitung war.

Während der Olympischen Spiele 1936 waren viele von uns außerordentlich aktiv.

Zur Charakterisierung unserer Lage dies vorweg:

Zwei Nächte hatten wir hintereinander Parolen an die Wände geklebt "Hitler bedeutet Krieg". Tagsüber arbeiteten wir. Erschwerend kam hinzu, daß in dem gummiverarbeitenden Betrieb ermüdende Dünste, die wir einatmeten, uns zusätzlich physisch belasteten.

An einem späten Nachmittag nach Feierabend besuchten mich meine Eltern aus Braunschweig. Sie konnten nicht verstehen, und haben es mir wohl auch nie verziehen, daß ich neben ihnen sitzend plötzlich in einen tiefen Schlaf verfiel. Ich durfte es ihnen nicht erklären. Später nach meiner Verhaftung ahnten sie es.

Wir ließen uns manches einfallen. So warfen wir auf der Ruderregattastrecke bei Grünau nachts weiße Glasflaschen ins Wasser mit Druckschriften gegen die Nazis. An der S-Bahnstrecke nach Grünau streuten wir mit Gips in großen Buchstaben: "Hitler heißt Krieg"! Als die Gestapo auch mich später verhaftete, standen Gipsabdrücke unserer Schuhe neben dem Vernehmungstisch. Jedoch: So schlau waren wir vorher, die Schuhe, die wir auf den Wiesen nach Grünau getragen hatten, waren längst verbrannt worden. Aber die Buchstaben haben - der Tau machte den Gips fest - an den Gräsern hinreichend lange Aufsehen erregt. Oder: Wir haben aus Calicco Portemonnaies geklebt. Darin waren aus Blei und Zinn gegossene Münzen. Auf der einen Seite hing das Hakenkreuz an einem Galgen, auf der anderen Seite war eine Anti-Hitler-Parole geprägt. Die Portemonnaies mit diesen Münzen haben wir auf der Leipziger Straße und auf dem Alexanderplatz "verloren". Die Münzen gingen noch lange nach den Olympischen Spielen von Hand zu Hand.

Oder: Unter Koffer hatten wir Gummibuchstaben geklebt. In einer dunklen Ecke wurden sie mit Hilfe einer Walze mit Druckfarbe bestrichen. Im Menschengedränge stand der Koffer neben einem auf dem Bahnsteig. Man stieg als letzter in den S-Bahn- oder U-Bahn-Zug. In der Dämmerung ging das gut. Die Parole stand auf dem Beton.

An Einfällen fehlte es nicht. Die Zahl unserer Helfer war gering. Die letzte und vielleicht eine der eindruckvollsten Aktionen:

In der Wohnung eines Genossen druckten wir wie üblich Handzettel gegen Hitler. Das war die Nachtarbeit. Am anderen Vormittag

marschierten die Olympia-Kämpfer über den Alexanderplatz an einem Warenhaus vorbei. Wir waren zu dritt. Eine Frau stand unten neben den Marschkolonnen, ein Genosse am Fahrstuhl, und ich selber warf händeweise die Flugblätter aus einem der oberen Toilettenfenster. Bevor die Polizei das Warenhaus abspernte, waren wir draußen und freuten uns unserer Tat. All diese Aktivitäten, und ich habe nur das aufgezählt, an dem ich mitgewirkt habe, lösten eine Verhaftungswelle der Gestapo aus. Sie erfaßte auch große Teile unserer Gruppe. Und das kam so: Ein Bürokrat unter uns hatte mit Tarnnamen versehene Listen über unsere abgelieferten Geldspenden geführt. Unter der Tortur im Keller des Alexanderplatzes hat er dann einiges gestanden. Die Zeit, in der einer nach dem anderen verhaftet wurde - wir hatten ein Kontrollsystem, so daß wir bald merkten, wer fehlte - kostete mehr Nerven noch, als die Anti-Nazi-Aktionen uns abverlangt hatten. Und ich weiß, daß ich nicht der einzige war, der zunächst fast eine Erleichterung empfand, als die Gestapo ihn holte. Ich wurde aus dem Betrieb heraus verhaftet und zu einem "Verhör" gebracht. Es gelang mir noch, meine Autopapiere und meinen Autoschlüssel einer zuverlässigen Genossin zu übergeben. Das "kurze" Verhör dauerte 54 Wochen.

Es begann mit einem achtstündigen Verhör am Alexanderplatz. Ich bin dabei physisch nicht mißhandelt worden. Kein Mensch wird wissen, warum nicht. Vielleicht, weil sie Respekt vor dem Titel "kaufmännischer Direktor" hatten? Auch bei dieser Nervenbelastung habe ich äußerlich die Ruhe bewahren können. Die beiden Gestapobeamtinnen warfen mir zornig schließlich

die Foto all derer hin, die sie schon verhaftet hatten. Ich habe jeden Kontakt geleugnet. Das Verhör endete damit, daß ich die unmutiger werdenden Gestapoleute, die zwar mit Pistolen und Gummiknüppeln herumfuchtelten, mich aber sonst nicht anrührten, fragte, um wessen Kopf es eigentlich hier ginge. Und warum sie aufgeregt, ich dagegen ruhig sei. Das hat sie wohl überfordert. Ich wurde etwas unsanft bis in das obere Geschoß des Gestapo-Gefängnisses geschleift und in eine Zelle geworfen. Dann erst, und dann durfte es sein, kam der Nervenzusammenbruch. Aber ich war auch ein wenig stolz, niemanden und nichts verraten oder belastet zu haben.

Eine Anmerkung zum Verständnis unserer Situation: Wir hatten verabredet, nicht zu emigrieren, wenn eine Zuchthausstrafe von zumutbarer Frist zu erwarten sei. Unsere Taktik bestand darin, im gegebenen Fall ein wenig Belastendes gegen sich selbst auszusagen. Damals galt nämlich schon die Regel, daß man nicht einfach aus der "Schutzhaft" entlassen wurde, sondern zunächst unbefristet in ein KZ kam. Das war schlimmer, als der im Verhältnis dazu weniger willkürliche Strafvollzug in einem Zuchthaus. Aber wir wollten auch sofort da sein, wenn das Nazi-Reich zusammenbrach. Also habe ich mich am anderen Morgen zum Verhör gemeldet. Von dem Beamten verlangte ich, das Protokoll selbst diktieren zu können. Unterbrochen durch viele Fragen habe ich das auch getan. Ich habe zugegeben, aus der Zeit vor 33 einige ISK-Genossen gekannt zu haben. Mir fielen bei dem Verhör nur die Namen derer ein, die ich im Ausland in Sicherheit wußte. Man hat es mir wohl oder übel abnehmen müssen. Weiter gab ich zu - denn das hatte jener mit bürokratischer Sorgfalt ausgestattete Genosse eben notiert -

beachtliche Geldspenden abgeliefert zu haben, die aber nach meiner Information nur dafür verwandt worden waren, Familienangehörige zu unterstützen, deren Ernährer verhaftet waren.

Eindringlich fragte mich die Gestapo, ob ich etwas von Reinhard-Briefen gehört hätte, Nun wußte ich nicht genau, was man bei der Haussuchung bei mir gefunden haben konnte. Ich ließ mir einen Reinhard-Brief zeigen und bekannte, solche Drucksachen gelegentlich in meinem Briefkasten vorgefunden zu haben.

Nach ein paar Stunden war auch dieses Verhör beendet. Es folgten vier Monate Einzelhaft bei der Gestapo. An jedem Mittwochnachmittag gab es auf dem Hof für 15 Minuten die wöchentliche "Trischluft"-Ration. Die Gefängniskost und die nervlichen Strapazen machten mich krank. Im Keller fielen immer wieder Schüsse. Übte die Polizei? Oder wer wußte das in den Zellen? Ebenso häufig hörten wir die Schreie geschlagener Häftlinge.

Weihnachten 1937. Viele unserer Gruppe saßen damals nur durch Zellwände getrennt bei der Gestapo am Alexanderplatz. Ein thüringer Genosse war mein Nachbar. Seit Anfang Dezember schon. Und es war wohl am ersten Weihnachtstag, daß wir uns untereinander durch Klopfzeichen verständigen konnten. Viele Wochen lang hat uns das Kraft gegeben. Und unsere Fertigkeit im Klopfen erhöhte sich soweit, daß wir uns miteinander sogar im Streit um politische Prinzipien vergessen konnten.

33 Jahre später schrieb mir der Genosse, diese gefundene Verständigung bei der Gestapo Weihnachten 1937 sei das schönste Weihnachtsgeschenk seines Lebens gewesen.

Ich habe gelernt, in dem schmalen Gang der Zelle, die ewig stank, bei der die Pritsche nicht hochgeklappt werden konnte, ausreichend Freiübungen zu machen. Ich habe gelernt, aus dem Gedächtnis stundenlang Lieder zu singen, und wenn der Text nicht ausreichte, ihn selber zu erfinden. Ich habe bei einem Verhör dem Gestapo-Beamten ein Stück Bleistift vom Schreibtisch gestohlen und habe damit auf den Rändern des Toilettenpapiers Berechnungen angestellt.

Am 19.4.1938, einen Tag vor "Führers" Geburtstag, wurden wir ins Untersuchungsgefängnis in Moabit transportiert. Neben mir in der grünen Minna standen zwei Genossen. Mit einem von ihnen war eine Verständigung nicht mehr möglich. Er war am Ende seiner Kräfte und keines Kontaktes mehr fähig. Es war der Genosse mit der Liste. Mit den anderen versuchte ich, mich zu verständigen. Aber der Gestapo-Beamte paßte auf. Es war eine schreckliche halbe Stunde. Auf Tuchfühlung und mit verschlossenem Mund. Wir konnten uns nur ansehen.

Moabit, ein unter den damaligen Verhältnissen noch recht "ordentliches" Untersuchungsgefängnis! Einer der Wärter noch aus alter Zeit: "Sei man nicht so traurig, heute sitzt Ihr drinne und det kann sich ooch ma wieda ändern!"

Tägliche Freistunde, exakt gesprochen, 15 Minuten. Schnell

war ich Vorturner. Konsequenz: Nach vier Wochen sagte der Aufsichtsbeamte: "Du kannst det nu, nu brauchste nicht mehr mitzumachen!" Er begriff nicht, welche Sehnsucht man aus der Einzelzelle nach Bewegung in relativ frischer Luft hatte. Seine Bewunderung stieg, weil ich trotzdem mitmachte. Es gelang mir, ~~M~~assaint-Langenscheid "Französisch" aus der Bibliothek zu kriegen und einen Lehrfaden für Einheitskurzschrift. Auf diese Beschäftigung konzentrierte ich mich oft so sehr, daß ich ärgerlich war, wenn abends das Licht gelöscht wurde.

Mit realistischer Phantasie versuchte ich vorauszuahnen, was vor dem Volksgericht möglich war. Daß man dabei zwischen Verzweiflung und guter Hoffnung schwankte, braucht nicht gesagt zu werden. Es hat sich aber bewiesen, daß die permanente Beschäftigung mit diesem Thema mir einige schlagfertige Antworten ermöglichte, die nicht ohne Wirkung blieben. (Sehen Sie nun ein, daß der Jude unser Unglück ist? Antwort: Ich bin zu stolz dazu, das jetzt zuzugeben. Es handelt sich um eine absolute Minderheit innerhalb des deutschen Volkes!)

Die Anklageschrift war dick und sie kam sehr spät. Sie wurde mir nur kurze Zeit überlassen. Meine Verteidigung konnte ich auf diese Schrift nicht aufbauen.

Ernst Fränkel, ein jüdischer Anwalt, versuchte noch während meiner Gestapo-Haft, mir einen brauchbaren Anwalt zu verschaffen. An den Namen erinnere ich mich nicht mehr. Vor dem Volksgericht habe ich mir jedenfalls selber helfen müssen.

Im Dezember 1938 begann der Prozeß. Schnell wurden auch mir die schrecklichen Urteile gegen die Genossen bekannt, die an den ersten Prozeßtagen vor Gericht standen. Es waren dies außerordentlich deprimierende und zermürbende Stunden und Tage. Manchmal wundere ich mich heute noch, daß ich die Verhandlung vor dem Volksgerichtshof mit äußerer Sicherheit durchgestanden habe.

Am Ende der bedrückenden Verhandlungen - bedrückend vor allem, weil klar wurde, wie sehr es der Gestapo gelungen war, mitangeklagte Genossen nervlich völlig zu zerbrechen - plädierte der Oberreichsanwalt auf 4 Jahre Gefängnis. Überraschend fügte er hinzu, daß er es dem Hohen Gericht anheimstelle, zu einem niedrigeren Strafmaß zu kommen. Das Gericht erkannte auf 1 Jahr unter Anrechnung der Untersuchungshaft. Praktisch hätte ich also nach Hause gehen dürfen.

Erst später erfuhr ich, welchem Umstand ich diese relativ milde Behandlung vermutlich verdanke.

Der "Völkische Beobachter" hatte ausführlich über unseren Prozeß berichtet. Mir widmete die Zeitung eine besondere Spalte, lobte das Volksgericht, das die Persönlichkeit gewertet habe und die große Hilfe, die ich durch Erfindungen für den Betrieb, in dem ich arbeitete, geleistet habe. Deutlich war die Hilfe meines Chefs, Major a.D. Scheibert, zu spüren. Und ich erfuhr, was er über den damaligen Chef der militärischen Abwehr, Admiral Canaris, offenbar zu leisten im Stande gewesen war.

Canaris war Scheiberts Kriegskamerad aus dem ersten Weltkrieg. Er hat sich tatsächlich, ohne mich zu kennen, dafür verbürgt, daß ich nicht wieder "gegen Führer und Staat" mich vergehen werde.

Nie war zu erfahren, ob nicht sogar ein Abkommen mit der Gestapo getroffen wurde, mich freizulassen, um auf diese Weise als Lockvogel für Illegale von Nutzen zu sein. Ich jedenfalls habe in diesem Punkt die Gestapo enttäuscht. Wir hatten nämlich verabredet, ein Jahr lang nach einer Entlassung aus Gestapohaft keinerlei Kontakte aufzunehmen.

Zunächst aber wurde ich aus dem Moabiter Gefängnis wieder zur Gestapo am Alexanderplatz überführt und dort in einen Keller gesperrt, in dem nur "Politische" saßen. Die Keller waren teilweise überfüllt. Es stank entsetzlich. Und manche der "Politischen" saßen dort schon viele Jahre, seit Jahren nicht mehr verhört und nicht mehr vernommen. Die Widerstandskraft dieser Männer, zumeist ausgesprochen feinnervige Intellektuelle, war einfach bewunderungswürdig.

Ich habe nicht lange in diesem Keller zugebracht. Eines morgens führte man mich zum Leiter der Gestapo, B II B, dem berühmtesten Müller. Es begann ein neues Verhör. Ich mußte zugeben, denn das war der Gestapo, wie ich wußte, bekanntgeworden, daß ich an mehreren "Treffs" vor meiner Verhaftung teilgenommen hatte. Aber auch hier hatte funktioniert, was vereinbart war: Wir hatten uns mit Kant-Fries'scher Philosophie beschäftigt und nicht mit Politik. Er muß mich, und die Rolle scheint mir

gestanden zu haben auch bei anderen Gestapoleuten, als verführten Schwärmer betrachtet haben. Und ich riskierte die Frage, wie ihm zumute sei als überzeugtem Nationalsozialisten, der doch wisse, daß ein großer Teil unseres Volkes nur aus Angst der Hakenkreuzfahne folge.

Die Frage schien ihm, meine Lage bedenkend, offensichtlich absurd. Er lachte laut und antwortete: "Sie werden noch begreifen lernen, daß die große Mehrheit unseres Volkes aus Feiglingen besteht. Vielleicht gibt es zehn Prozent heldische Menschen, darunter aber noch ein großer Teil destruktiver, wie Ihre Freunde es sind, und danach haben wir unsere Politik einzurichten, und wir werden das tun." Meine Antwort:

"Das deprimierende Urteil nehme ich Ihnen nicht ab. Sie sind aus ihrer Position heraus offenbar geneigt, so zu übertreiben." Damit war das Gespräch beendet. Ich durfte mich rasieren lassen und war entlassen mit der Weisung, mich in jeder Woche zweimal bei der Gestapo zu melden. Das tat ich und war jedesmal froh, wenn die Gitter sich wieder öffneten, und ich auf die Dircksenstr. heraustrat.

In der Folgezeit hat mich die Gestapo zweifellos beobachtet. Ohne Erfolg. Ich hatte keinen Umgang, der sie hätte interessieren können.

Der erste, der mich ins Kaffee Berolina einlud, war mein ehemaliger Chef, Major Scheibert. Er erzählte mir von seinem Einsatz bei Admiral Canaris. Vor allem davon, daß Canaris sich für mich quasi verbürgt habe (ohne mich je gekannt zu haben),

Nunmehr sei ich sowohl Admiral Canaris wie ihm selber gegenüber das bindende Versprechen schuldig, mich in Zukunft nicht mehr gegen "Führer und Reich" zu vergehen.

Es ehrt Scheibert, daß er nach kurzer Unterhaltung schon auf das Versprechen verzichtete. Ich hatte an seine Offiziersgesinnung appelliert und ihm dargestellt, es könnten Verhältnisse eintreten, unter denen ich auch ein solches Versprechen würde brechen müssen. Er gab mir dann die Hand und meinte, ich sei ja klug genug, um zu wissen, daß mich ein zweiter Zusammenstoß mit der Gestapo wohl an den Galgen bringen werde. Scheibert ließ mich in seinen Betrieb hinein dienstverpflichten. Der nationalsozialistische Zellenobmann empfing mich mit den Worten: "In die Partei kannst Du nun nicht mehr aufgenommen werden" ... Nach wenigen Monaten erteilte mir Scheibert Prokura.

Mit starker Unterstützung des Heereswaffenamtes wurde ich praktisch der Vertrauensmann für die gesamte Kalkulation zwischen der Firma und dem Heereswaffenamt. Später stellte sich heraus, daß es gerade im Heereswaffenamt Offiziere gab, denen meine Haltung zu Hitler zumindest kein Grund war, mich zu schädigen.

Scheibert sorgte dafür, daß ich bereits 1940 einen Paß bekam und in seinem Auftrage nach Stockholm fuhr und dort Fliegerrettungsboote verkaufte. Um der Beobachtung durch Gestapo-Agenten entzogen zu werden, entführte mich unser sehr in der Stockholmer Wirtschaft und Politik angesehener Vertreter nach

Salscoebaden in das dortige militärische Sperrgebiet. Dort versuchte er mich zu überreden, in Schweden eine Schlauchboot-Fabrik aufzuziehen. Auch als Auffangstellung für die Familie Scheibert! Es war nicht leicht, dieses Angebot abzulehnen. Aber wir meinten, soweit wir außer Verfolgung durch die Gestapo waren, in Deutschland bleiben zu müssen. Also flog ich nach Berlin zurück. Scheibert hatte dafür gesorgt, daß ich sofort uk gestellt wurde. Zunächst war das nicht nötig, denn ich galt als "wehrunwürdig". Dafür durfte ich Marschbefehle der Rüstungsinspektion befolgen, etwa nach Warschau, später nach Frankreich, um technische Gutachten über dortige gummi-verarbeitende Betriebe abzugeben.

Warschau. In der stark durch Artilleriebeschuß zerstörten Stadt hingen große Plakate mit den langen Namenslisten von Polen, die jeweils als Geiseln erschossen worden waren.

Der dortige Leiter der Rüstungsinspektion, Fregattenkapitän Müller (?), wußte natürlich einiges über meine Vergangenheit. Er war sehr offen zu mir! Um mir zu zeigen, wie gänzlich unzumutbar es sei, mit der Piastower Gummifabrik - östlich von Warschau - zusammenzuarbeiten, fuhr er mich durchs Ghetto. Ich habe die Leichen verhungerten Juden gesehen, gesehen wie sie auf Schubkarren von ihren Angehörigen fortgefahren wurden. Er schickte mich nach Berlin zurück ohne irgendein weiteres Wort. Auch in Berlin bin ich nicht mehr gefragt worden nach irgendeinem Bericht. Zwei Jahre später hörte ich, daß zwei Balten-Deutsche, die sich in den Piastower Gummibetrieben hatten einsetzen lassen, von polnischen Insurgenten erschossen wurden.

Frankreich. Wir hatten alte geschäftliche Verbindungen mit Paris. In einem sauberen kaufmännischen Vertrage nahmen wir die Produktion von Rettungsbooten in Paris auf. Ich bin oft in der französischen Hauptstadt gewesen. Franzosen politisieren leidenschaftlich, und ich muß zugeben, daß ich mehr als einmal Angst gehabt habe, wenn zu uns die SS oder der Sicherheitsdienst trat. Angst, wenn das Schlafwagenabteil geöffnet wurde und die SS eintrat - nur weil das untere Bett noch frei war -. Aber die Franzosen, mit denen ich zu tun hatte, waren ehrliche und aufrichtige Leute.

Toulouse. Dort gab es eine Pulverfabrik. Sperrballons sollten in ihr repariert werden. Sie flog wenige Tage nach der Besichtigung durch eine von Franzosen zusammengesetzte Kommission, zu der ich hinzugeladen worden war, in die Luft.

1945 hörte ich von René Bertholet, daß eine ihm unterstellte Gruppe von Marquisaden den Sprengstoffanschlag verübt hatten.

So habe ich mich auch in Rumänien und Ungarn herumgetrieben, viel gelernt und viel Glück gehabt.

Inzwischen ging die illegale Arbeit daheim weiter. Vielen ist niemals klargeworden, auch vielen Freunden im Ausland nicht, - manchem unserer emigrierten Freunde und auch René Bertholet mußte ich es später erzählen, - wie sehr die Luftangriffe auf die deutschen Industrie-Zentren auch unsere illegalen Verbindungen, zerschlugen. Betriebe, Betriebsabteilungen, Verwaltungen wurden hin- und herverlagert. Wir hatten unsere politischen

Freundeskreise in der Belegschaft. Ich habe mich nicht mehr an illegalen Briefaktionen an die kämpfende Truppe beteiligt, weil ich einfach nicht mehr sicher war, wie weit die Belegschaft mit Spitzeln durchsetzt war. Drei meiner engsten Kollegen (Kommunisten) wurden nacheinander verhaftet und in Brandenburg hingerichtet. Zu dieser Zeit konnte von einer organisierten illegalen Arbeit, an der ich beteiligt war, nicht mehr gesprochen werden. Es waren nur die ständigen gegenseitigen Ermutigungen Gleichgesinnter, das Austauschen von Informationen an einen nicht übersehbaren Kreis, gewissermaßen im Schneeballsystem, Informationen, die ich etwa auf Auslandsreisen empfang, Informationen hoher Offiziere aus allen drei Wehrmachtsteilen und schließlich das verabredete Abhören der Feindsender.

Eine kleine Beichte: In Toulouse hatte ich mir illegal eine Pistole verschafft. Ich wollte mich erschießen, falls ich noch einmal verhaftet werden sollte. Meine Sekretärin kam, als wieder einmal eine solche Verhaftungswelle über unseren Betrieb (diesmal in Groß-Schönau/Oberlausitz) lief, völlig verstört zu mir, der ich gerade einen Rundgang durch den Betrieb machte, um mich zu zwei wartenden Polizeibeamten zu holen. Es schien klar. Nun war ich dran. Ich entsicherte die Pistole in meiner linken Hosentasche. Und ich war entschlossen, einen Gestapomann mitzunehmen.

Es geschah nichts. Die Pistole haben mir später amerikanische Soldaten abgenommen.

Gute Kontakte hatten wir zu den vorwiegend französischen und

russischen Arbeitern in unserem Betrieb. Ich glaube, daß sie gewußt haben, wie wir wirklich dachten. Und bei uns war es kein Opportunismus, daß wir ihnen geholfen haben, wo immer wir konnten. Das Kriegsende, der Zusammenbruch, rückten sichtbar näher. Mit einigen Freunden aus den Kollegenkreisen ver-

suchten wir, eine Produktionsstätte in Goslar zu errichten. Der verantwortliche Rüstungsinspekteur für den Bereich Hannover meinte freimütig: Glauben Sie hier noch, den Krieg gewinnen zu können? Auch er schien zu wissen, wem er das sagte. Aber daß er es sagte, sollte auch vermerkt sein. Die Produktion in Goslar wurde nicht mehr aufgenommen, aber wir hatten einen Vorwand, waggonweise auch für Friedensfertigung nutzbares Material in die Gegend Hildesheim/Goslar zu bringen. Wir glaubten zu wissen, wie weit die westlichen Armeen Deutschland besetzen würden. Viel weiter östlich hätten wir uns allerdings nicht ansiedeln dürfen. Das mußte weitgehend ohne Wissen unseres Chefs geschehen. Einmal wollten wir ihn nicht belästigen, zum anderen waren wir in dieser verzweifelten Situation nicht ganz sicher, was seine „Offizierssehre“ ihm abverlangte. Er hat es dann doch zu früh erfahren. Ein gewaltiger Zornesausbruch entlud sich auf meinem Schreibtisch in Groß-Schönau. Hinterher hatte er es leichter, seine wirtschaftliche Existenz wieder aufzubauen.

Nachdem Amerikaner und dann Engländer den Raum Braunschweig besetzt hatten, war mein Verlangen wohl nur zu verständlich, erst einmal einfach ausruhen und dann in Ruhe zu überlegen, was nun werden sollte. In einem kleinen Dorf nördlich von Braunschweig suchte ich Zuflucht. Scheibert bot mir an, meinen Vertrag fortzusetzen. Ich lehnte ab. Auf absehbare Zeit schien es mir nicht möglich, daß ich für ihn etwas leisten könnte. Dabei war mir klar, - und ich habe es ihm gesagt - daß ich mich nach einer gewissen Ruhezeit verpflichtet fühle, politisch aktiv zu werden.

Die Ruhezeit war kurz. Alte Braunschweiger Freunde stöberten mich auf. Sie brachten mich zu Hubert Schlebusch, von den Engländern eingesetzter Verwaltungschef des Freistaates Braunschweig. Er wirkte etwas hilflos und hatte wohl auch kein Verständnis dafür, daß ich eine von ihm mir angebotene Regierungsratsstelle ablehnte. Aber ich versprach, mich um die Geschäftsführung der Braunschweig-G.m.b.H. zu kümmern. Das nahm Schlebusch, wie mir schien, mit einiger Erleichterung zur Kenntnis. Die Geschäftsführer der Braunschweig-G.m.b.H. waren von den Engländern zunächst verhaftet worden.

In der Braunschweig-GmbH bin ich nur wenige Monate geblieben. Sie entsprach quasi als holding nicht meiner Neigung zur "Front-Arbeit" in der Wirtschaft. So war ich eigentlich recht froh, daß ich den Vorstandsvorsitz der Deutschen Asphalt AG übernehmen konnte. Auch diese durchaus interessante Tätigkeit war mir nur relativ kurze Zeit vergönnt.

Die Sozialdemokraten in Braunschweig, der Kuh-Straßen-Klub, meldeten sich. Wir diskutierten über die Neugründung "der Partei". Damals war ich der Meinung, daß man nicht einfach die SPD neu gründen, also einfach wiederholen sollte. Mir schwebte vor, ohne daß sich dies im einzelnen schon konkretisierte, nach Art der Labour-Partei alle sozialistischen Kräfte zusammenzufassen. Daß die Labour Party weitgehend von den Trade Unions beherrscht wurde, wußte ich damals nicht.

Es gelang mir, meine Freunde zu überzeugen. Wir nahmen Kontakte mit Genossen aus der SAP, der KPO und der KPD auf - vom ISK kam ich ja selber - und diskutierten uns in eine richtige Begeisterung hinein, die zur Gründung der SEP führte. Wir sagten "Sozialistische Einheitspartei". Es schien uns damals, 1945, zu anmaßend "Deutschland" hinzuzufügen.

Unsere Organisation fand in Braunschweig und Umgebung durchaus Anklang. Dann aber tauchte Ulbricht auf. Er brachte die Parole mit, "erst sollten die beiden Arbeiterparteien, also SPD und KPD, neu gegründet werden, und sie sollten ihre Mitglieder für die Vereinigung schulen! Die Folge für uns in Braunschweig war, daß die Kommunisten aus unserer SEP ausschieden. Ich wurde beauftragt, mit Kurt Schumacher und Hinrich Wilhelm Kopf in Hannover Kontakt aufzunehmen.

Zum ersten Parteitag der SPD am 5./6. Oktober in Wennigsen wurden wir noch als SEP eingeladen. Unsere Position allerdings war klar. Der Entschluß stand fest, auch den Namen SPD anzunehmen. Wir setzten uns durch. Wir alle fanden uns als Sozialdemokraten, als SPD, zusammen - mit Ausnahme der KPD. Bemerkenswert: In dem Vorraum zu dem Saal, in dem der Parteikongreß in Wennigsen stattfand, versuchten noch Spitzenfunktionäre der SED, mir gewissermaßen meinen Teilnehmerausweis abzukaufen.

Auf dem Parteitag in Wennigsen lernte ich nicht nur Kurt Schumacher, sondern auch eine Reihe der aus der Emigration zurückgekehrten Sozialdemokraten kennen. Die Herzlichkeit, die all die Sachdebatten durchzog, war für mich ein nachhaltiges Erlebnis. Es trug dazu bei, mich mit meiner bitteren Erinnerung an die Ereignisse des Jahres 1933 auszusöhnen.

Die Militärregierung der britischen Zone wollte es den Amerikanern gleichmachen. Deutsche Regierungen in den deutschen Ländern sollten eingesetzt werden. In Braunschweig wurde ein Ministerpräsident gesucht. Es dauerte etwas länger als anderswo, bis die SPD ihren Vorschlag, mich zum Ministerpräsidenten des Landes Braunschweig zu ernennen, bei der Militärregierung durchsetzte. Das lag nicht zuletzt daran, daß ich nicht bereit war, bestimmte Forderungen des Braunschweiger Militärgouverneurs zu erfüllen. Dankbar erinnere ich mich an Otto Bennemann, der gerade aus der englischen Emigration zurück war und mich sachkundig unterstützte. So waren wir beispielsweise nicht bereit, Nazis höheren Ranges einzustellen.

Ein kleiner Vorgang nur am Rande mag die Szene jener Tage beleuchten:

Group-captain Hicks hatte zu einem Mittagessen eingeladen. Der politische Berater des High Commissionals, Sir Sholto Douglas, war angesagt worden. Es roch nach einem politischen Verhör gegen mich! Als der hohe Gast aus Berlin den Raum betrat, kam er auf mich zu und umarmte mich: "Hallo, alter Freund, daß Du noch lebst, finde ich herrlich". Group-captain Hicks wurde ziemlich klein und kleinlaut. Allan Flanders, so hieß der politische Berater aus Berlin und ich kannten uns aus dem ISK. Es blieb fortan ein herzlich freundschaftlich-politischer Kontakt zwischen uns, bis Allan Flanders, wohl weil er nicht einverstanden war mit der Demontageaktion, die Kontrollkommission verließ.

Die Begegnung mit Allan Flanders hat sicherlich meine Zusammenarbeit - ich weiß nicht genau, ob ich damals schon ernannter Ministerpräsident war oder noch nicht - mit der Militärregierung positiv beeinflusst. Group-captain Hicks wurde bald abgelöst.

Das Braunschweiger Kabinett war ein Allparteien-Kabinett.

1948 - Als Wirtschaftsminister im Kabinett Kopf hatte ich gemeinsam mit Gustav Bradtke die Hannover-Messe gegründet. Es war jene Zeit, als die Kartoffeln in den Mieten verfaulten. Die Militärregierung gab die Kartoffeln nicht frei zur Verteilung an die hungernde Bevölkerung. Wir beschlossen im Kabinett, das eigenmächtig zu tun. Auf Anordnung von General Clay wurde daraufhin für Hannover die Brotration gekürzt. Die hannoverschen Betriebe antworteten mit einem Streik. Demonstration auf dem Klagesmarkt. Mit einer starken Delegation erschienen die Streikenden im Kabinettsitzungssaal in der Hohenzollernstr. Ich erinnere mich, regelrecht Angst verspürt zu haben, ob die Zimmerdecke das Gewicht der Masse aushielt. Hinrich Wilhelm Kopf handelte. Er stellte sich an die Spitze der Delegation und marschierte mit ihr zum Stirlinghouse zu den Engländern. Ich selber fuhr nach Frankfurt zu General Clay.

Im Vorzimmer des High Commissioners wurde ich zu meiner größten Überraschung durch Walter Fliess, einem Kölner ISK-Genossen, empfangen. Er war nach England emigriert, hatte dort die britische Staatsbürgerschaft erhalten und war inzwischen economic adviser bei General Clay. Wir haben uns nach diesem überraschenden Wiedertreffen noch sehr oft gesehen, denn Walter Fliess war aktiv auch beim Wirtschaftsrat der Britischen Zone in Minden tätig. - Fliess warnte mich vor dem Zorn des Generals, den ich nun wohl über mich als Vertreter der nieders. Landesregierung ergehen lassen müsse. Es war dann auch so

Aber in Hannover konnte ich zunächst die Messe vom Streikbeschluss der Gewerkschaften ausnehmen. Und die Brotversorgung Hannovers wurde relativ kurzfristig wieder normalisiert.

Wesche